

Franz Kafka: Das Schloß

- Eine Einführung in die Thematik und ihre Gestaltung -
von Christian Eschweiler

In dem richtungweisenden Gleichnis „Vor dem Gesetz“ im Zentrum von Kafkas Roman „Der Prozeß“ wird dem Einzelnen seine ganz persönliche Möglichkeit aufgezeigt, in das innere Wesen seines Selbst einzudringen. Er muss die Schwelle des nur für ihn bestimmten Eingangs überschreiten, um sein bisheriges Leben neu „mit dem Blick der Erkenntnis“ zu durchleuchten und zu überprüfen. Der Landvermesser K. im Roman „Das Schloß“ tut diesen Schritt und kommt gleich zu Beginn auf dieser höheren Ebene seines Selbst an. Obwohl er zunächst in eine „scheinbare Leere“ emporblickt, gibt es weder an seiner Auszeichnung, „die Ankunft eines Landvermessers war nichts Geringes“, noch an seiner gleichzeitigen Berufung, „das Schloß hatte ihn also zum Landvermesser ernannt“, einen Zweifel. Trotzdem weiß er auch, dass damit ein „Kampf“ beginnt, in dem es ihm vor allem um seine Freiheit geht: „Ich will immer frei sein.“ Die Schlossbehörde scheint diesem „Kampf lächelnd“ entgegenzusehen. Den Bauern des Dorfes aber, die bereits zum Schloss gehören, ist er gerade deswegen unwillkommen. Sie fürchten in ihrer gequälten Abgestumpftheit, ihre Schädel sahen aus, als seien sie „oben platt geschlagen worden“, von diesem Fremden eine ungewollte Störung ihres gewohnten Alltagstrotts und weisen ihn deshalb überall ab.

Als K. jedoch am nächsten Morgen „in der klaren Luft“ das hochgelegene Schloss erblickt, entspricht es seinen „Erwartungen“. Er hört sogar einen fröhlich beschwingten Glockenton, der sein „Herz erbeben“ lässt und ihm „die Erfüllung dessen, wonach er sich sehnte“, verheißt. Es ist ein Hochgefühl, das in „einem schwachen eintönigen Glöckchen“, vielleicht schon unten im Dorf, für ihn noch nachklingt und erhalten bleibt.

Wie sehr die Aufmerksamkeit K.s nur diesem Schloss gilt, verrät sein erster Aufenthalt im dumpfen Dunkel einer Bauernstube, in der sein Blick vom seidenartigen Glanz des Kleides einer außergewöhnlichen Frau gefesselt wird. Sie trägt „einen Säugling an der Brust“, über den hinweg ihr müder Blick „unbestimmt in die Höhe“ gerichtet ist. Auf die unwiderstehliche Frage des faszinierten K. antwortet sie nahezu teilnahmslos: Ich bin „ein Mädchen aus dem Schloß.“ Es ist das Zauberwort, das K.s Weg bestimmt. Doch der Fuhrmann Gerstäcker weigert sich, dieses Ziel anzusteuern. Er lehnt es kategorisch ab, K. ins Schloss zu fahren. Der Auftrag scheint ihm ungeheuerlich und unausführbar.

Am Ende des Romans wiederholt sich in etwa diese Szene, aber inzwischen hat sich jedoch vieles verändert. Der Fuhrmann, der anfangs der „Ordnung“ wegen K. nicht einmal „vor seinem Haus“ dulden wollte, drängt ihn nun förmlich zu ihm zu ziehen und gesteht sogar, von ihm Hilfe im Schloss zu erwarten. In einer Variante nennt er ihn „einen gebildeten Mann“, von dem seine Mutter einmal gesagt habe, dass man ihn „nicht verkommen lassen“ dürfe. Zu dieser gebeugten alten, offenbar sehr klugen Frau lässt sich K. von Gerstäcker „durch die Finsternis führen“. Sie empfängt ihn in der Nische einer matt beleuchteten Dachstube, in einem Buch lesend, und beginnt mühsam auf K. einzureden. Mit den Worten „aber was sie sagte...“, bricht der Roman ab. Hatte sie eine Beziehung zum Schloss und K. eine wichtige Botschaft mitzuteilen? Oder ist letztlich nicht bereits alles Sagbare gesagt? Vor endgültigen Antworten schreckte Kafka immer zurück. Die Antinomie von Leben und Tod ist für den einzelnen Menschen unaufhebbar: „Bin ich verurteilt, so bin ich nicht nur verurteilt zum Ende, sondern auch verurteilt, mich

bis ins Ende zu wehren“, heißt es im Tagebuch. Das unbegreifliche Geheimnis der Schöpfung muss hoffend und schweigend bewahrt bleiben: „Stummheit gehört zu den Attributen der Vollkommenheit.“ Dass K. seinen Lebenskampf bis zur tödlichen Erschöpfung führen wird, ist sicher wahrscheinlich und entspricht Kafkas lebensbejahender Überzeugung. Mehr lässt sich mit Gewissheit nicht sagen!

Die K. beeindruckende Begegnung mit dem „Mädchen aus dem Schloß“ am Anfang des Romans und das verheißungsvolle Zusammentreffen mit der weisen alten Frau an seinem Ende bilden nicht nur formal den geheimnisvoll-mysteriösen Rahmen des ganzen Kunstwerks. Das Schloss als das alles Leben durchflutende Ganze ist der Bezugspunkt aller Daseinsbereiche und Verhaltensweisen des menschlichen Lebens. Es ist der Spielraum seiner individuellen Freiheit, sich in diesem Geflecht unbegrenzter Möglichkeiten in seinem geistigen Lebenskampf zu stellen und die notwendigen Folgen zu verantworten. Das ist Kafkas Definition der Einzelpersönlichkeit! „Jeder Mensch ist eigentümlich und kraft seiner Eigentümlichkeit berufen zu wirken“, denn: „Du bist die Aufgabe.“

In diesem Sinn müssen alle Begegnungen und Ereignisse in ihrer Beziehung zum Schloss aufgespürt und dadurch in ihrer Bedeutung für K. erkannt werden. Sie sind die aufschlussreichen Widerspiegelungen aller möglichen Facetten seines reflektierten Lebens. Seine beiden neuen Gehilfen, Artur und Jeremias, kommen zweifellos „aus der Richtung vom Schlosse her“, sind ihm geschickt worden, gehören aber auch zu der niederen Ebene des Dorfes, denn sie sind allen Bauern vertraut. Sie verschmelzen nun mit K. zu einer neuen Einheit und Gemeinsamkeit, die bis in die Intimsphäre hineinreicht. Sie verkörpern eine unbekümmert heitere, unreflektierte Unmittelbarkeit, die jedem Menschen innewohnt, ihn aber auch als verflachende Ablenkung bedrohen und in seinem höheren Streben behindern kann. Während sie deshalb für K. mitunter lästig werden, bleiben sie seiner Partnerin Frieda in ihrem natürlich-weiblichen Harmoniebedürfnis näher, sodass sie oft schützend ihre Hand über sie hält, wenn auch in den notwendig gebotenen Grenzen. Denn aus ihrer höheren Beziehung zum Schloss als Geliebte Klammers weiß sie, dass seine „aus der strengen Schloßzucht“ entlassenen Knechte sich wie Tiere benehmen und von ihr mit der Peitsche in den Stall zurückgetrieben werden mussten. K.s Gehilfen betrachtet sie dagegen als das unbedarfte „leichte Volk“, das sie wohlwollend handhabt und gerne erträgt.

Friedas hohe Position als Ausschankmädchen des Herrenhofes in der Schlosshierarchie und ihre dadurch bedingte Verbundenheit mit Klamm, als dessen Geliebte sie sich fühlt, machen sie auch für K. besonders anziehend und begehrenswert. Denn Klamm ist das eigentliche Ziel K.s, dem er als freier Mann in Augenhöhe zu begegnen erstrebt. Er ist der hohe Beamte, der zwar immer das gleiche Kleid trägt, aber ansonsten in seinem sich ständig wandelnden Wesen nicht festlegbar ist. Er durchwaltet und beherrscht alle Gefühlslagen der Frauen und vermag durch kleine Gesten glücklich in ihren Erinnerungen zu verbleiben, aber genau beschreiben kann ihn niemand. Olga nennt ihn „Kommandant über den Frauen“ und macht ihn dadurch zu einem Sinnbild für die Liebe allgemein. Zum Entsetzen aller fordert nun K. diese Macht durch seine individuelle, ganz persönliche Liebe zu Frieda heraus. Da er in ihrem Wesen ebenfalls „etwas Fröhliches, Freies“ bemerkt, finden sie rasch in einer glückhaften Erfüllung zueinander. Diese Freiheit des Einzelnen aber gefährdet das ganze bisherige Ordnungsgefüge der Schlossbehörde. Sowohl die Wirtin als auch der Dorfvorsteher beschwören K., „nichts auf eigene Faust zu

unternehmen“. Sein erstrebtes Ziel, Klamm persönlich zu erreichen, halten beide für eine sinnlose Utopie.

Eine Gegenposition zu dieser Überzeugung gestaltet Kafka am Schicksal „der Barnabas’schen Familie“. Gerade deshalb aber übt sie auf K. einen unwiderstehlichen Reiz aus. Diese einstmals vermögende und hoch geachtete Familie wird inzwischen von der allgemeinen Dorfbewohnerschaft gefürchtet, geächtet, verflucht, ja sogar in den völligen Ruin getrieben; und das alles hat seine Ursache in einem katastrophalen Zerwürfnis mit der Schlossbehörde. Während ihr unschuldigstes Mitglied Barnabas als Schlossbote Klamm K. sogleich bezaubert und hoffen lässt, mit ihm ins Schloss zu gelangen, lernt er stattdessen die beiden allerdings hochinteressanten Schwestern Olga und Amalia kennen. Beide sind eindrucksvolle, zielgerichtete und starke Persönlichkeiten, die mit klarem Blick die notwendigen Gesetzmäßigkeiten und das Sinngefüge des Lebens selbständig erfahren und durchschauen wollen. In dieser Hinsicht sind sie K. geistesverwandt, sodass er unbedingt ihre Nähe suchen muss, wenngleich er dabei auch in die Gefahr gerät, ihr tragisch-schweres Schicksal zu teilen, das sie in eine trostlose Vereinsamung zwingt. Als Frieda vergeblich versucht, ihren Geliebten und sich davor zu bewahren, verlässt sie ihn, um in ihr früheres Leben zurückzufinden, während er sich von der kommunikativen Olga den heroischen Kampf und seine Folgen ihrer schweigsamen Schwester Amalia eindringlich schildern lässt. Das wird für K. zu einem aufschlussreichen und entscheidenden Schlüsselerlebnis: „Du kannst jemanden, der die Augen verbunden hat, noch so sehr aufmuntern, durch das Tuch zu starren, er wird doch niemals etwas sehen; erst wenn man ihm das Tuch abnimmt, kann er sehen.“ K. erfährt nun, wie Amalia die Aufmerksamkeit und sexuelle Begierde eines hohen Schlossbeamten erregt hatte (Kafka datiert es auf seinen Geburtstag am 3. Juli!), aber seinen schriftlichen Befehl, sofort zu ihm zu kommen, um ihm gefügig zu sein, empört zerrissen und dem Boten die Fetzen ins Gesicht geworfen hatte. Mit diesem ungeheuerlich mutigen Eklat demonstriert Amalia ihre völlige Unabhängigkeit, „Angst kennt sie nicht“, und die uneingeschränkte Eigenständigkeit ihrer individuellen Freiheit. Sie fühlt in sich die Kraft, alle naturbedingten Notwendigkeiten und Gewohnheiten im Rahmen selbst der höheren Schlossbehörde zu durchbrechen und abzuschütteln. Sie bricht bewusst jeden Kontakt zu ihr ab. In seinem Tagebuch nennt Kafka diesen entschlossenen Kampf einen „Ansturm gegen die letzte irdische Grenze“ und deutet auch seine schweren Folgen an; denn er zielt in „die Richtung aus der Menschheit“. Die damit notwendig verbundene Vereinsamung „geht auf das Äußerste“. Sie könnte sogar „zum Irrsinn führen“. Im gleichzeitig entstandenen Text des Romans heißt es: „Aber Amalia trug nicht nur das Leid, sondern hatte auch den Verstand es zu durchschauen, wir sahen nur die Folgen, sie sah den Grund, ... Aug in Aug mit der Wahrheit stand sie und lebte und ertrug dieses Leben damals wie heute.“ Es ist bezeichnend für Kafka, dass er diese menschliche Grenzerfahrung künstlerisch im tiefgründigen Dunkel von Amalias „Schweigen“ gestaltet. Entspricht das nicht Musils Überzeugung, dass es ohne Geist „kein rechtes menschliches Leben“ gebe, „mit zuviel Geist gebe es aber auch keines“? Das Schicksal Amalias aber ist zweifellos ein Meilenstein des ganzen Romans und bedeutet für K. seine richtungweisende Erkenntnis, die ihm vor allem von Olga offenbart wird. Sie erklärt ihm, wie ihre Familie durch seine Ankunft wieder Hoffnung geschöpft habe und ihn nach allen „Kräften und Erfahrungen“ unterstützen wolle, damit seine „Verbindung mit dem Schloß... nicht verloren“ gehe und auch ihnen wieder ein erträgliches Leben ermögliche. Die Spannung in die K. nun gerät, drückt sich dichterisch am anschaulichsten darin aus, dass die von ihm anfangs beschworene Einheit seiner Gehilfen zerbricht. Der eine, allein gealtert, versucht ihn im Dorf von den „Barnabassischen Mädchen“ abzuziehen, der andere erhebt im

Schloss gegen ihn Anklage. An dieser Zerrissenheit wird sich bis zum Schluss des Romans nichts ändern, obwohl K. bemüht ist, wenigstens Frieda „zurückzuerobern“.

Noch wichtiger aber ist für ihn, dass Barnabas ihm plötzlich die verheißungsvolle Botschaft von einem der „ersten Sekretäre Klamms“ übermittelt, K. möge sofort zu einem wichtigen Nachtverhör in den Herrenhof kommen. K.s Ziel rückt näher. Die äußeren Umstände, dass die hohen Beamten ihre „Nächte opfern“ und außerhalb ihrer Amtspläne vom Bett aus empfangen, sind bereits aufschlussreiche Vorboten für eine entscheidende Begegnung.

Die Bürgel-Episode bedeutet zweifellos den Höhepunkt des Romans. Merkwürdigerweise bereitet K. sich mit einem „Schlaftrunk“ darauf vor, sodass er den Reden des offensichtlich bedeutenden „Verbindungssekretärs“, der sich selbstsicher durch „überlegenes Denken“ auszeichnet, nur in einem Zustand tiefer Ermüdung bis hin zum Schlaf zu folgen vermag. Aber „es war kein eigentlicher Schlaf, er hörte Bürgels Worte vielleicht besser als während des frühern todmüden Wachens“. Es ist ein Zustand, in dem sich Schichten des Bewussten und Unbewussten einander durchdringen und umso tiefer im Innern verankern, ein Zustand, in dem sich der freie Einzelne und der gebundene Beamte einander nähern, eins werden und einen „Schwebezustand der Harmonie“ erreichen, in dem Freiheit und Notwendigkeit zu einer Einheit verschmelzen. Wörtlich heißt es im Text: „Das lästige Bewußtsein war geschwunden“, K. „fühlte sich frei, ... er war noch nicht in der Tiefe des Schlafs, aber eingetaucht in ihn war er, niemand sollte ihm das mehr rauben. Und es war ihm, als sei ihm damit ein großer Sieg gelungen.“ Träumend erlebt K. im Kampf mit „der Statue eines griechischen Gottes“, in den sich für ihn Bürgel verwandelt hat, ein erhebendes glückliches Hochgefühl, wie es Josef K. im Prozeß-Roman bei einer „scheinbaren Freisprechung“ im Atelier des Kunstmalers Titoretti widerfährt. Denn der Kunst eignet die Fähigkeit, in der materiellen sinnlichen Erscheinung Geist einzufangen und sichtbar zu machen. Es liegt nahe, ein solches Kunsterlebnis mit Champagner zu feiern, wenn es auch nur von kurzer Dauer ist.

Bürgel gesteht, dass er in einer solchen Situation aufhört, „Amtsperson“ zu sein, ja dass die ganze „Amtsorganisation“ förmlich zerreißen muss, weil er „die Bitte der Partei“ nicht mehr abschlagen kann. „Es ist die schwere Stunde des Beamten“, aber er fügt auch hinzu, „und trotzdem sind wir glücklich. Wie selbstmörderisch das Glück sein kann.“ In diesem tiefgründigen Traum-Erlebnis fühlt sich der freie Einzelne eingebettet in das Sinngefüge seines irdischen Daseins. Seine Freiheit ist identisch mit den naturbedingten Notwendigkeiten und Steuerungen, er lebt in dem Hochgefühl eines sinnvoll erfüllten Lebens. Leider zerbricht dieser nächtliche Lichtblick des Glücks, bei dem er von allem Niederen abgelenkt war, bereits beim morgendlichen Erwachen in den Alltag: „So korrigiert sich selbst die Welt in ihrem Lauf und behält das Gleichgewicht.“

Während K. noch benommen vom Wohlgefühl seines nächtlichen Erlebnisses wie in einer Trance verharrt, regt sich um ihn das hektische Getriebe der beginnenden Aktivitäten bei Tagesanbruch. Am Tag beanspruchen die Amtspersonen und die in der Nacht zerrissene Amtsorganisation wieder ihr volles Recht, denn nun bestimmen die natürlichen Mechanismen, die „Naturwahrheit“, das gewöhnliche Leben, dessen Ablauf keine Störung zulässt. Wie Amalia den Brief der Behörde in Fetzen zerriss, um sich demonstrativ gegen sie abzuschotten, so zerreißt der Diener, der die Arbeitspapiere verteilt, jetzt „den Zettel“ - womöglich Ks. eigenen Akt – „in kleine Stücke“, um nun die Behörde definitiv gegen ihn abzuschotten. Aber erst die Hilferufe der Beamten und das Schrillen einer Alarmglocke

vertreiben mit einem sich bis zur Unerträglichkeit steigenden Lärm den Störenfried, damit der Alltagstrott unbekümmert beginnen kann, „das fröhliche Treiben der endlich von K. befreiten Herren!“

Nach den außergewöhnlichen Erfahrungen im Innern der Schlossbehörde, seinem „Sieg“ bei Bürgel und seiner Niederlage bei den erwachten Dienern in den Gängen, braucht K. „weit über zwölf Stunden“ Schlaf, um in seine normale Wirklichkeit im Herrenhof zurückzufinden. Hier tauchen wieder Frieda auf, die einmal gesagt hat: „Wie brauche ich Deine Nähe, wie bin ich, seitdem ich Dich kenne, ohne Deine Nähe verlassen“, die Wirtin, Gerstäcker und Pepi, die ebenfalls K. liebt. Da sie aus dem Ausschank zurückversetzt wird, erträumt sie sich auf dem niederen Niveau einer kindlich-naiven Mädchen-Fantasie eine Liebesidylle mit K., den sie sich mit ihren beiden Freundinnen in der bescheidenen Enge ihrer kleinen Kammer teilen will, um ihn zu verwöhnen „und ihn wahre Liebe“ zu lehren. Ohne jegliches Verständnis für K.s höheres Streben und seine Ziele im Schloss, wird K.s vordergründiger Lebensweg von allen Seiten und in allen Schattierungen aus dem einfältigen Blickwinkel eines hellwachen jungen verliebten Mädchens der unteren Dorfebene nachgezeichnet und gedeutet. Dabei widerspiegeln sich alle Nuancen einer facettenreichen Sensibilität, die Kafka in epischer Breite aufspürt und in einem feingliedrigen Psychogramm ausbreitet, das alle Gefühlslagen in ihren Höhen und Tiefen, in ihren schwärmerischen Wunschträumen und bitteren Enttäuschungen eines jungen unbekümmert lebensnahen Mädchens umfasst. Selbst K.s vermeintlich höherem Freiheitsdrang wird entsprochen, indem er kommen und gehen kann, wann er will, also als verantwortungslose Willkür missverstanden wird.

Diese über viele Seiten sich ausdehnende, minutiös-scharfsinnige Analyse zeigt den ohnehin einzigartigen Dichter als tiefgründigen und einfühlsamen Kenner der menschlichen Psyche. Aber nicht Pepi, sondern der Herrenhofwirtin gilt die letzte Passage des Buches, bevor der Roman mit dem kurzen geheimnisvollen Besuch K.s bei der alten Mutter Gerstäckers abbricht.

Sozusagen als Gegenpol zum Traum eines einfachen Mädchens von der Geborgenheit in einem anspruchslosen allgemeinen Liebesglück, trifft K. bei der Herrenhofwirtin geradezu auf eine Dame der so genannten höheren Gesellschaft. Sie hatte sich bereits früher „in ihrem schon krankhaften Streben nach Feinheit“ von anderen, meist niederen Menschen distanziert, über die sie dann „eine Art kleiner Tyrannei ausübte“. Aber das Besondere an K. machte sie neugierig. Sie behandelte ihn zwar hochmütig und arrogant, jedoch weil er sich einmal über ihr Abendkleid geäußert hatte, weckte er auffallend ihr Interesse. Ohne ihre abschätzige und abweisende Haltung aufzugeben, hakte sie ständig mit Fragen nach, ja bedrängte ihn förmlich, um ihm sein „Wissen von den Kleidern“ zu entlocken. Schließlich gesteht sie ihm: „Für schöne Kleider habe ich allerdings eine Schwäche.“ Dann führt sie K. sogar in ihr „Privatkontor“, in dem ein riesiger Kleiderschrank steht, und verrät, dass sie oben in ihrem Zimmer noch zwei weitere derartige Schränke besitze. In einer erschreckenden Hohlheit bekennt sie: „Ich ziele nur darauf ab, mich schön zu kleiden.“ Es ist ein Geständnis, an das sie sich verzweifelt klammert, obwohl K. in seinem höheren Streben nach Wahrheit sie wohl ahnen lässt, wie oberflächlich und leer sie ihr Leben vertut; denn mitten im Gespräch überläuft sie plötzlich „ein Kälteschauer“.

Frauen spielen bei K.s Entwicklung im Schloss eine wichtige Rolle. Amalia und Olga öffnen ihm die Augen, Pepi und die Herrenhofwirtin gilt es in ihren unterschiedlichen Verirrungen zu durchschauen. Ob er zu seiner großen Liebe Frieda zurückfindet, bleibt

offen. Die letzte, vielleicht wegweisende Antwort wäre von der weisen alten Mutter Gerstäckers zu erfahren, aber als sie zu reden anfängt, bricht Kafka den Roman ab. Die verheißungsvolle Erwartung taucht in ein mysteriöses Dunkel ein, bedeutet Schweigen. – Ist es ein Attribut der Vollkommenheit? –

„Wirkliche Realität ist immer unrealistisch“, sagt Kafka, weil sie immer zugleich auch den verborgenen geistigen Hintergrund im Sinngefüge der Welt offenbaren muss. Diese Überzeugung liegt der dichterischen Bilderwelt aller seiner Kunstwerke zu Grunde und bedeutet für jeden seiner Leser eine bleibende Herausforderung, in die Tiefe der geistigen Welt des großen Dichters einzudringen.